Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 82 (2008)

Artikel: Wie ein Schachenbub Jünger Gutenbergs wurde
Autor: Bürgi, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-558888

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Peter Bürgi

Wie ein Schachenbub Jünger Gutenbergs wurde

Ein Zwischenspiel, das heute noch andauert

Anfang Dezember 1956 wurde in den Schulen Schokolade für die ungarischen Kinder gesammelt. Das Rote Kreuz organisierte diese Weihnachtsüberraschung. Es war untersagt, seine Adresse irgendwo hinzuschreiben. Weil ich ja immer so ein folgsamer Junge war, schrieb ich meine Adresse auf den Umschlag meiner Schoggi. (Es war eine extrafeine Milchschokolade von CO-OP, Preis: 85 Rappen, Gewicht: 100 Gramm) Im Januar 1957 erhielt ich einen Brief aus Budapest, Absenderin: ein 12-jähriges Mädchen namens Reviczky Katalin. Mit diesem Brief begann meine Geschichte mit Ungarn. Sie bedankte sich, auch im Namen aller ungarischen Kinder, für die Schokolade. Es entwickelte sich ein reger Briefwechsel zwischen uns. Die Briefe füllen zwei Bundesordner. Wir haben uns in den Briefen vor allem über Literatur ausgetauscht. Einmal musste sie eine Deutscharbeit über Franz Kafka schreiben. Sie schickte mir den Entwurf mit der Bitte, ich solle den Text durchsehen. Ich kannte Kafka vom Hörensagen, hatte aber bisher noch nichts von ihm gelesen. Ich beschaffte mir «Der Prozess» und «Briefe an Milena» von Franz Kafka. Nachdem ich mich in diese beiden Werke vertieft hatte, war ich in der Lage, die Deutscharbeit zu verstehen und sie, wo es mir nötig schien, zu verbessern. Ich kannte Kafka, und Katalin hatte eine gute Note, trotz Eisernem Vorhang! Sie war ein Fan von Vico Torriani. Ich habe ihr einmal zwei Singles nach Budapest geschickt. Es hat sich ergeben, dass ich im April 1966 das erste Mal in Budapest war. Von der Ungarischen Botschaft in Bern brauchte ich ein Visum. Pro Tag musste ich fünf Dollar bezahlen. Damals war der Dollar etwa vier Franken wert. Ich musste zwingend in einem Hotel wohnen, Privatunterkunft war nicht erlaubt. Also bezog ich im Hotel Palace an der Rakoczystrasse ein Zimmer. Von den bezahlten Dollars bekam ich einen

grossen Betrag an Forint ausbezahlt. Diese zehn Tage Budapest, diese Gastfreundschaft der Familie Reviczky waren für mich ein sehr nachhaltiges Erlebnis. In der alten Oper sah ich Bank Bán von Erkel Ferenc.

In der Nationalgalerie lernte ich die ungarischen Maler und nebenbei auch die Geschichte von Ungarn kennen. Ich hatte damals beim Kunstkreis die Bildermappen abonniert. Ich nahm einige Drucke von Klee, Chagall, Picasso und anderen mit. Dies war sogenannte entartende Kunst und in der Zeit des realen Sozialismus verboten. Auf der Margitinsel in Budapest habe ich diese Drucke Katalin gezeigt und geschenkt. Wir sassen auf einer Bank in die Betrachtung dieser Bilder versunken, als plötzlich vier russische Soldaten vor uns standen. Sie fragten etwas auf Russisch. Katalin gab in ihrem besten «Schulrussisch» freundlich Antwort und stellte mich als Schweizer Bekannten vor. Die Russen machten grosse Augen, hatten sie doch noch nie einen Schweizer gesehen! Einer nach dem andern stellte sich vor und gab mir die Hand. Katalin hatte schnell die Bildermappe geschlossen und war erleichtert, als die Vertreter der russischen Besatzung weiterzogen. Im ersten Moment hatte sie gedacht, es sei eine Kontrolle der russischen Militärpolizei.

Der Vater von Katalin, Reviczky Ádam, war ein sehr guter «Geschichtslehrer». Rein zufällig begegnete ich zweimal dem berühmten Komponisten und Musikpädagogen Kodaly Zoltán. Im Herbst 1966 fuhr ich das zweite Mal nach Budapest. Diesmal durfte ich schon bei meinen Gastgebern wohnen. Ich habe seither in unzähligen Besuchen Budapest und Ungarn kennen und lieben gelernt. In den Achtzigerjahren organisierte ich eine Studienreise für Sozialpädagogen. Wir durften verschiedene Schulen besuchen. Mich interessierte hauptsächlich die Konduktive Pädagogik von Petö. 1995 war ich als diplomierter Heilpädagoge mehrere Monate in Ungarn. Ich hatte Gelegenheit, in verschiedenen Institutionen Praktika zu absolvieren. Vorher habe ich in der Migros-Klubschule in Basel die ungarische Sprache gelernt. Katalin Reviczky wurde die Patin meiner Tochter Rebbekka, welche in Olsberg getauft wurde. So gibt es Situationen, bei denen ich nicht mehr so genau weiss, ob ich Ungare oder Schweizer bin! Ihr Grossvater war der Oberst Imre Reviczky. Während des Zweiten Weltkrieges hatte er den Oberbefehl über ein Arbeitsdienstler-Bataillon in Siebenbürgen. Als Kommandant rettete er vielen Juden, Sozialdemokraten und anderen Gruppen von Verfolgten das Leben. Er berief diese Leute zum Arbeitsdienst ein und entzog sie so der Verfolgung der Pfeilkreuzler und der SS. Vielen konnte er auch zur Flucht verhelfen. Einige dieser Emigranten wollten sich für die Fluchthilfe bedanken. Aber damals durften ungarische Staatsbürger keine Konten im Ausland haben. So habe ich auf der Hypothekarbank Lenzburg ein Konto eröffnet, auf dieses kamen nun verschiedene Dankesbeiträge aus Amerika und Australien. Es war nicht viel, aber bei einem Besuch in Wien konnte Katalin damit einen Occasions-VW-Käfer kaufen.

LEHRLINGSAMT
DES KANTONS AARGAU

TELEPHON 21851

AARAU, den 1. September 1958.

Herrn Franz Bürgi
Asylstr.11
Aarau

Wir beehren uns, Ihnen mitzuteilen, dass der Regierungsrat für Ihren Sohn Peter ein Lehrlingsstipendium von Fr. 80.-- bewilligt hat. Dieses wird Ihnen in 1 Raten wie folgt ausbezahlt werden:

1. Rate mit Fr. - in den nächsten Wochen;
2. Rate mit Fr. 80.-- am Ende des 3. Lehrjahres auf Grund eines Zeugnisses des Lehrmeisters über gutes Verhalten und richtige Berufserlernung, sowie eines Ausweises der Berufsschule über regelmässigen Unterrichtsbesuch;
3. Rate mit Fr. - unter den gleichen Bedingungen wie die 2. Rate;
4. Rate mit Fr. - am Schlusse der Lehrzeit gestützt auf das vorzulegende Fähigkeitszeugnis der Lehrabschlussprüfung.

Die 2. bis 4. Rate müssen innert 2 Monaten nach Fälligkeit von Ihnen bei uns verlangt werden, sonst fallen sie dahin. Ihre volle Auszahlung wird indessen noch an den Vorbehalt geknüpft, dass der nötige Kredit vom Grossen Rate zur Verfügung gestellt wird.

Sollte das Lehrverhältnis heute nicht mehr bestehen, so ist uns davon umgehend Kenntnis zu geben, damit die Anweisung unterbleiben kann.

Besondere Bemerkungen:

Kantonales Lehrlingsamt,
Der Vorsteher:
A. Heinz Kaser

Beilage: Lehrvertrag.

2000 - VI. 47

Lehrzeit in Suhr

Zu viert aus der Berufswahlklasse absolvierten wir in der alten Gewerbeschule im Schwanengarten eine eintägige Eignungsprüfung für Berufe im grafischen Gewerbe. An einer Betriebsbesichtigung der Druckerei Neue Aargauer Zeitung an der Kasinostrasse in Aarau konnte ich einem Schriftsetzer erstmals bei seiner Arbeit zuschauen. Die Spiegelschrift zu lesen, fand ich schwierig, und ich fragte den Mann, ob er nicht lieber einen kleinen Spiegel zu Hilfe nehmen wolle? Er lachte und meinte: «Das wäre noch komplizierter!» Jedenfalls hat mich die «Schwarze Kunst» beeindruckt, und ich wollte diese besser kennen lernen. So durfte ich zwei Quartale lang jeden Donnerstagnachmittag in der Buchdruckerei Keller im Schachen (heute Klinik) schnuppern. Die Offizin Keller druckte den «General Anzeiger für die Stadt Aarau und Umgebung». Von verschiedenen Schwarzkünstlern wurde mir die Schriftsetzerei näher gebracht, und ich bekam Freude daran. In der Druckerei Keller begegnete ich übrigens einem Jugendfreund meines Vaters, dem Buchbinder Paul Schlumpf aus Rheinfelden. So kam es, dass mich Lehrer Hausmann zu dieser Eignungsprüfung anmeldete. Die anderen vier Kameraden hatten schon vor der Prüfung eine Lehrstelle so gut wie versprochen: Max Leutwiler beim «Aargauer Tagblatt», Ruedi Vorburger bei der Druckereigenossenschaft, Georges Engel beim Sauerländer. Ein Kamerad aus Biberstein – ich habe seinen Namen vergessen – Ruedi Wehrli? – hatte als Oberschüler ein wenig Probleme bei der Eignungsprüfung. Er konnte aber eine Lehre als Drucker (Maschinenmeister) in der Druckereigenossenschaft absolvieren. Dort wurde ja bekanntlich der «Freie Aargauer» gedruckt. Ich hatte noch keine Lehrstelle, obwohl ich die beste Prüfung aller Absolventen der Berufswahlklasse Aarau ablegte. Die Lehrstellen in den Aarauer Druckereien waren alle besetzt. Ich war ratlos, zum Glück nicht lange. Eines Tages bekam unser Hausmeister, Gottfried Dreier, einen Telefonanruf von einem Herrn, der einen Schriftsetzerlehrling suchte. Es war Herr Walter Theiler, welcher mit einem Kompagnon, Herrn Schibler, seit einem Jahr in Suhr eine Druckerei betrieb. Die Firma hiess Buchdruckerei und Papierhandels AG Suhr. Mit dem Velo fuhren mein Vater und ich nach Suhr zum Vorstellungsgespräch. Wir wurden uns rasch einig. Als mein zukünftiger Lehrmeister etwas auf den Boden fallen liess, bückte ich mich schnell und hob es auf. Dabei musste ich das Lachen verkneifen. Lehrer Hausmann hatte uns auf diesen Trick bei Vorstellungsgesprächen längst aufmerksam gemacht.

Am 15. April 1957, um 07.00 Uhr trat ich meine vierjährige Lehre an. Wenn ich gewusst hätte, was auf mich zukommen würde, ich hätte den Mut nicht gehabt, mich auf so eine Lehre einzulassen. Es war nicht die Arbeit, auch nicht die Ge-

1 Lehrlingsstipendium von 80 Franken vom 1. September 1958. (alle Bilder: Peter Bürgi, Hellikon)

werbeschule. Es war die Art und Weise meines Lehrmeisters, der nicht Schriftsetzer war, aber das Geld und das Sagen hatte. Ich glaube, wir haben uns vier Jahre lang gezankt. Er als neureicher Firmeninhaber und ich als Lehrling aus einer Arbeiterfamilie. Wobei ich hier festhalten möchte, dass Herr Theiler, was Arbeiten und Fleiss anbetrifft, ein sehr gutes Vorbild war. Im Lehrvertrag war folgender Wochenlohn vereinbart: 1. Lehrjahr 20.–, 2. Lehrjahr 25.–, 3. Lehrjahr 35.–, 4. Lehrjahr 45.– Franken. Pro Jahr zwei Wochen Ferien. Ich durfte höchstens einem Verein angehören. So stand ich nun Tag für Tag vor dem Satzregal, mit Neonlicht und Betonboden, dieser notdürftig mit einem alten Teppich belegt. Die Setzerei und der Maschinensaal waren in einem mit Schalsteinen gebauten, mit einem Pultdach versehenen, schlecht isolierten Gebäude untergebracht. Der Firmeninhaber hatte dieses Gebäude – einem Schopf gleichend – von Samuel Suter gemietet. Es lag hinter der heutigen Suhrer-Post nahe dem Stadtbach. Im Sommer war es unerträglich heiss, und im Winter sorgten zwei Ölöfen für ein wenig Wärme. Meine Aufgabe war es, jeden Morgen die beiden Ölöfen zu kontrollieren, Öl mit einer Giesskanne nachfüllen oder mittels Metatabletten anzufeuern. Vor der Bude lag etwas erhöht ein 200-Liter-Ölfass. Brauchte es ein neues Ölfass, musste ich dieses alleine auf die beiden Balken hinaufbugsieren. Das war jedes Mal eine «Knorzerei»! Ganz selten durfte der Druckerstift etwas helfen. So kam es, dass ich mich im zweiten Lehrjahr einer Leistenbruchoperation unterziehen musste. Ich erinnere mich noch gut an die Männerabteilung Chirurgie des Kantonsspitals Aarau. Unser Hausarzt, Dr. Frey, an der Grabenallee entband mich vom «Ölfass-Heben» durch ein ärztliches Zeugnis für den Rest meiner Lehrzeit! Das hatte zur Folge, dass der Lehrmeister zusammen mit seinem Maschinenmeister – Alfred Süess – jeweils das neue Ölfass auf die Balken heben musste.

In den vier Jahren hatte ich verschiedene «Anführgespane», so hiess der Setzergeselle, dem ich unterstellt war und der eine gewisse Verantwortung für meine Ausbildung hatte. Der erste hiess Burger und kam aus Aarburg. Er betrieb später eine eigene Druckerei. Es folgte Heinz Schenk aus Zofingen. Zwischendurch arbeitete Herr Schenk ein Jahr in Schweden als Setzer. Ich habe ihn sehr beneidet und wäre am liebsten mit ihm gegangen. Herr Schenk hat mir mit seiner Art viel geholfen, sodass ich nicht aus der Lehre weggelaufen bin. Er war Besitzer einer Vespa oder Lambretta. Einmal fuhren wir auf dem Roller zu einem Fussballspiel nach Neuenburg. Wer spielte, weiss ich nicht mehr, aber die Fahrt und der Aufenthalt in Neuenburg blieben mir in Erinnerung. Heinz Schenk arbeitete bis zu seiner Pensionierung als Meister der Druckereiabteilung in der Strafanstalt Lenzburg. Erfahrungen mit dem Umgang von Straffälligen hatte er ja schon in meinem Lehrbetrieb gesammelt!

Die Firma Buchdruckerei AG Suhr – wie sie später hiess – liess Zurüstarbeiten durch die Werkstätten der Strafanstalt Lenzburg ausführen. So lernte Herr

Theiler auch dort «einsitzende» Schriftsetzer kennen. Nach der Entlassung war es für diese nicht leicht, Arbeit zu finden. So nahmen solche Leute das Angebot Theilers gerne an, auch bei geringem Lohn in der Druckerei in Suhr zu arbeiten. Ich erinnere mich an zwei Fälle: Eines Montagmorgens, kurz nach Arbeitsbeginn, kam ein Mann mit einem Bündel unter dem Arm in die Druckerei. Er roch von weitem nach Schweiss und Alkohol. Er verlangte den Chef. Unser Prinzipal kam und begrüsste den Mann: «Guten Tag Herr Stirnimann, legen sie ihr Bündel in das Papierregal, und kommen sie mit.» Heinz Schenk und ich staunten nicht schlecht, als die beiden im Maschinensaal verschwanden. Durch die Zwischenscheiben konnten wir beobachten, wie Herr Stirnimann zu verschiedenen Arbeiten angeleitet wurde. Später sollte er auch in der Setzerei aushelfen. Das ging nicht gut. Das Gastspiel von Herrn Stirnimann währte nur kurze Zeit. Im zweiten Fall hatten alle Beteiligten mehr Glück. Der frisch Entlassene hiess Max Trost, ein kleiner, untersetzter, kräftiger Mann. Sein Gesicht war mit Narben übersät. So stellte ich mir den Mann mit der Narbe vor aus den «Schwarzen Brüdern» von Lisa Tetzner. Max Trost war pünktlich, fleissig und freundlich, kurz ein guter und zuverlässiger Hilfsarbeiter im Maschinensaal. Er suchte und fand eine Frau. (Unser Chef soll ein wenig mitgeholfen haben!) Bei der Hochzeit war Herr Theiler jedenfalls Trauzeuge. Nach einigen Jahren in der Buchdruckerei AG Suhr wechselte Max Trost zu den Migrosbetrieben.

Ich hatte ein spezielles Erlebnis mit Max Trost. Als Schriftsetzerstift wurde ich immer wieder zu Hilfsarbeiten im Maschinensaal zugezogen. So kam es, dass Max Trost und ich oft beisammen waren. Er erzählte mir von seinem Leben. Ich war nicht schlecht erstaunt, als sich Max Trost als Fremdenlegionär entpuppte. Er war schon zweimal in der Legion gewesen und als Sergeant entlassen worden. Jeden Monat fuhr er nach Mulhouse, um dort seine von der Republik Frankreich ausbezahlte Rente abzuholen. Er durfte sie nicht in die Schweiz überweisen lassen. Er war in Algerien und vorher in Vietnam im Einsatz gewesen. Er erzählte mir die schrecklichsten Geschichten. Er war Täter und Opfer. Davon zeugten seine Narben. Plötzlich waren die Hilfsarbeiten im Maschinensaal nicht mehr so schlimm für mich. Ich hatte ja einen tollen Geschichtenerzähler! An einem Freitagnachmittag – wir hatten schon die Fünf-Tage-Woche – erzählte ich beiläufig, dass ich nach dem Feierabend mit dem Velo nach Magden fahre. Er meinte, dort kenne er einen Adolf Bürgi. Mein Grossvater und einer meiner Onkel hiessen so. Es stellte sich heraus, dass Max Trost meinen Onkel kannte, und er gab mir Grüsse auf. Die hätte er mir sicher nicht aufgegeben, hätte er gewusst, dass mein Onkel mit einer Tochter eines seiner früheren Chefs verheiratet war. Ich richtete die Grüsse aus. Meiner Tante blieb der Mund vor Staunen offen: «Was der Trost arbeitet bei dir? Der hat vor einigen Jahren bei meinem Vater als Knecht gearbeitet. Er hat mit unserem Auto eine Spritzfahrt unternommen, dabei einen Unfall gebaut und ist verschwun-

Zwischenprüfung 1959

20. Mai

736

abcdefghiklmnopqrstuvwxyzabcdefghiklmnoprstuvwxyzai

Kehren wir nochmals zurück ins Mittelalter, um die weitere Entwicklung der Papiermacher zu verfolgen. Der fortwährend steigende Papierbedarf liess sich leicht befriedigen, indem immer neue Papiermühlen errichtet wurden. Es zeigt sich aber bald, daß dieser Entwicklung eine Grenze gesetzt war, da der Anfall an alten Lumpen nicht beliebig gesteigert werden konnte. Die Versorgung mit diesem einzigen Rohstoff bildete bald die größte Sorge der Papiermacher. In vielen Fällen hatten die Städte ein direktes Interesse an der in ihrem Umkreis liegenden Papiermühle. Sie erteilten daher dieser Mühle die alleinige Konzession zum Einsammeln von Lumpen

abcdefghiklmnopqrstuvwxyzabcdefghiklmnopqrstuvwxyzabcd

auf ~~dem~~ Stadtgebiet, um die Aufrechterhaltung des Betriebes und damit die Versorgung mit Papier zu gewährleisten. Andere Mühlen, die nicht so günstig gelegen waren, bezogen ihr Material von Lumpensammlern, die mit Packeseln und Fuhrwerk durch die Dörfer zogen und jahrhundertelang eine volkstümliche Erscheinung waren. Daß die alten Papiermüller keine Mühe scheuten, um Lumpen zu erhalten, geht daraus hervor, daß 1674 dem Johann Wertmüller aus Zürich das Lumpensammeln in der württembergischen Stadt Biberach verboten wurde, um diese der Biberacher Papiermühle sicherzustellen. Die Unterschiede beim Einkauf der Rohstoffe, wie

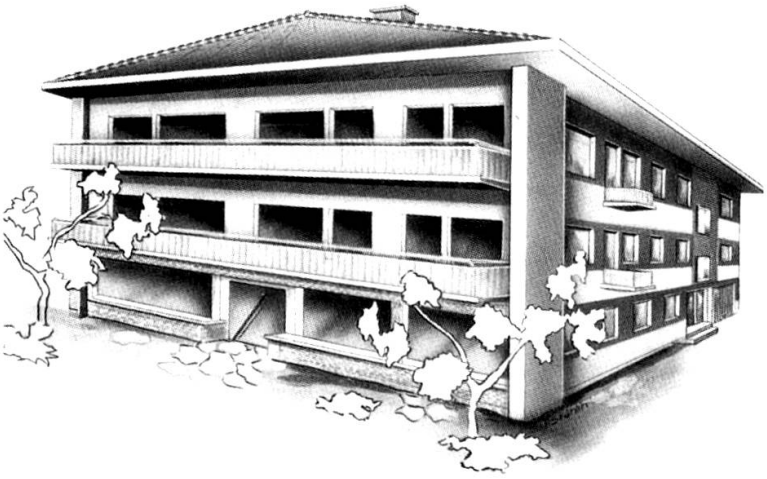
den. Er ist uns noch einige tausend Franken schuldig.» Jetzt war mir klar, was zwischen den beiden Einsätzen in der Fremdenlegion geschehen war.
Es konnte alles gütlich geregelt werden. Max Trost bezahlte die Schulden zurück. Das Auto war schon vorher gefunden und repariert worden, doch folgte ein tragisches Nachspiel. Nach dem Tod seines Schwiegervaters Bernet in Obermumpf erbte mein Onkel Adolf Bürgi das Auto. Kurze Zeit später fuhr er mit diesem Auto am Hauenstein in den Tod. Er war mein Lieblingsonkel gewesen.
In der Offizin war auch noch ein Herr Baselgia, ein Bündner mit starker Brille und blondem Haar. Er war ursprünglich als Aussendienstmitarbeiter angestellt worden. Er wurde aber oft in der Setzerei eingesetzt. Er besass ein Goggomobil. Er nahm mich einmal mit auf eine «Geschäftsreise» nach Basel. Seither habe ich den Spruch «Wenn jemand nicht mehr laufen will: Goggomobil!» nicht mehr vergessen.
Ich war der erste Lehrling in diesem Geschäft und musste darum schon nach dem ersten Lehrjahr eine Zwischenprüfung ablegen. Nach dem zweiten Lehrjahr folgte die reguläre Zwischenprüfung. Alles ging gut über die Bühne. Nur der kalte Betonboden, auf dem wir den ganzen Tag standen, wurde vom Experten der Gewerkschaft beanstandet. Darauf wurden Ballenbretter auf den Boden gelegt! Ich war auch Mitglied der Jungbuchdruckergruppe Aarau. Regelmässig gab es Weiterbildungsanlässe für Lehrlinge. Daneben frönten wir auf Wanderungen der Geselligkeit. Diese Jungbuchdruckergruppe war die Jugendorganisation des Helvetischen Typographen Bundes. So langsam bauten sich Spannungen auf. Herr Theiler fand es eine Frechheit, als ich am 1. Mai um einen freien Tag bat. Selbstverständlich wurde er mir nicht gewährt. Das erzürnte auch meine Eltern. Sie getrauten sich aber nicht zu intervenieren. Ich war einer der Begründer des Jugendparlamentes in Aarau, Ende der Fünfzigerjahre. Einmal habe ich als «Nationalrat» an den «Bundesrat» eine kleine Anfrage betreffend Einführung der Todesstrafe gerichtet. Aus dem Text der «kleinen Anfrage» war klar ersichtlich, dass ich ein vehementer Gegner der Todesstrafe bin. In der Lokalpresse erschienen Berichte über die «Geschäfte» des Jugendparlamentes. Herr Theiler las einen solchen Bericht (vermutlich im «Aargauer Tagblatt»). Leider hat er ihn komplett falsch verstanden. Am anderen Morgen hielt er mir eine Standpauke, ich sei ein Spinner, welcher normale Mensch sei für die Todesstrafe usw.! Ich konnte ihm lange erklären, dass es gerade umgekehrt sei. Es half nichts. Mit einem miesen Trick verbot er mir die Mitgliedschaft im Jugendparlament. Er argumentierte, es sei mir nicht erlaubt, da ich beinahe jedes Wochenende mit meinen Eltern ins Arbeiterstrandbad Tennwil fuhr – wir hatten dort ein Dauerzelt –, das sei (auch) ein Verein. Ich dürfte nach Lehrvertrag aber nur einem einzigen Verein angehören. Auch jetzt schüttelten meine Eltern nur

2 Zwischenprüfung: glatter Satz war Pflicht.

24. Mai 1957

ERÖFFNUNG

im Neubau

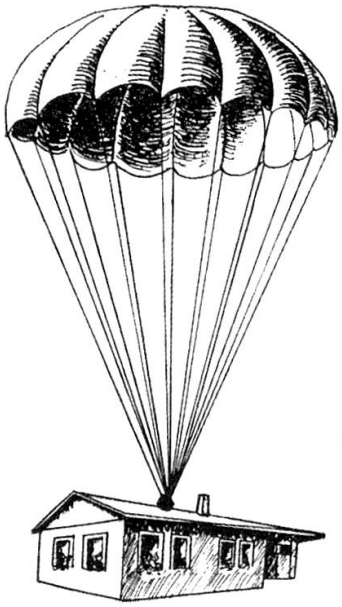


APOTHEKE SUHR

M. Hüni - von Euw

Wir werden uns freuen, Sie in unserem Neubau an der Bachstrasse 1, als unseren lieben Kunden wieder begrüssen zu dürfen.

Ihre E. und M. Hüni - von Euw



Bomber Schaffner's

vorfabrizierte Einfamilienhäuser
unschlagbar im Preis
bezugsbereit in ca. 4 Wochen

Verkaufsbüro
E. Brügger, Horw, Spielplatzring

den Kopf und unternahmen nichts. Ich habe mich an der nächsten Plenarsitzung des Jugendparlamentes unter Angabe der Gründe von meinen Freunden verabschiedet. Auch dies kam wieder in den Zeitungen. Für den Rest meiner Lehrzeit hatte ich kein «Brot» mehr bei meinem Prinzipal.

Eine kleine Geschichte ist anzufügen. Herr Theiler und sein Compagnon, Herr Schibler, waren römisch-katholisch. Und sie bekamen auch Druckaufträge von der römisch-katholischen Kirchgemeinde Aarau. Herr Pfarrer Helbling amtete damals als Gemeindepfarrer in Aarau. Was mich betrifft, ich bin christkatholisch und habe den Unterricht bei Herrn Pfarrer Josef Höfliger besucht. Den Unterschied zwischen den beiden Konfessionen haben wir damals so definiert: Die Christkatholiken hatten vor allem keine Heiligen, und die Maria wurde nicht speziell verehrt. Das hat sich bekanntlich im Laufe der Jahre verändert. Ich bekam einmal den Auftrag, ein Marienbildchen zu gestalten, mit einem Mariengebet auf der Rückseite. Dieses Gebet musste ich von Hand setzten, und es ging mir so recht gegen den Strich, sodass mir viele Fehler passierten, was Herrn Theiler erboste. Diese Fehler habe ich alle korrigiert. Da kam Herr Pfarrer Helbling und wollte das «Gut zum Druck» sehen. Bei dieser Gelegenheit beklagte sich mein Chef über die heutigen Lehrlinge, sie hätten den Kopf nicht bei der Sache usw. Pfarrer Helbling kam zu mir und fragte, warum ich so viele Fehler gemacht hätte. «Ich bin christkatholisch», lautete meine Antwort, «und habe mit der Maria nicht viel am Hut.» Darauf Helbling: «Alles klar, wenn ich christkatholisch wäre, hätte ich noch mehr Fehler gemacht!» Ich bin Pfarrer Arnold Helbling, später Dekan, noch einige Male begegnet, und wir lachten jedes Mal, wenn wir uns an diese Geschichte erinnerten.

Herr Prinzipal Theiler verstand das alles nicht, weil er die Christkatholische Kirche als eine Sekte einstufte. Das war Pech für ihn. Es entgingen ihm vermutlich viele Aufträge, gehörten doch die meisten Christkatholiken in Aarau und er der gleichen Partei an. Im vierten Lehrjahr erledigte ich alle Arbeiten wie ein Geselle. An die erste Todesanzeige, die ich selber und alleine gesetzt habe, erinnere ich mich. Im Januar 1958, also noch im ersten Lehrjahr war der Binsenhofwirt gestorben. In den vier Jahren habe ich eine grosse Anzahl Suhrer Gewerbetreibende als Kunden kennen gelernt, weil sie direkt in die Druckerei kamen oder weil ich oft das «Gut zum Druck» einholen musste. So lernte ich auch Martin Schaffner, genannt Bomber-Schaffner kennen. Er lebte mit seiner Mutter in einem Bauernhaus ganz in der Nähe, wo die WTB die SBB-Geleise kreuzte. Schaffner war spezialisiert auf die Bergung von in Seen abgestürzten Flugzeugen des Zweiten Weltkrieges. Bei einer geglückten Bergung konnte Schaffner das noch im Flugzeugtank vorhandene Benzin verkaufen. Der Bom-

3/4 Inserate aus der Druckerei Suhr für die lokale Kundschaft.

ber aus dem Zugersee kam nach Suhr. Nach dem Bahnübergang Richtung Gränichen wurde das Wrack hinter Emballagetüchern ausgestellt. Mit 50 Rappen Eintritt durfte man dem Flugzeug näher treten. Martin Schaffner war sehr schwer und hatte ein grosses Körpervolumen. Das Gehen bereitete ihm Mühe, und zum Sitzen brauchte er drei Stühle. Einmal besuchte er uns, um eine Geschäftsdrucksache in Auftrag zu geben. In der Setzerei war der Durchgang durch die tonnenschweren Satzregale nicht breit genug, sodass er sich in der ganzen Breite einklemmte. Das war für alle eine peinliche Situation. Es sah sehr komisch aus, wie er mit den Beinen vorwärts gehen wollte, aber umsonst, er blieb hängen. Wir mussten das Lachen verkneifen und ihm helfen. Alle Angestellten wurden diskret zusammengerufen, und mit vereinten Kräften konnten wir unseren Kunden aus seiner Situation befreien. Der Bomber-Schaffner trug es mit Humor.

Regelmässig musste ich bei jedem Wetter mit dem Velo nach Gränichen zu Kunden fahren. Am Dorfeingang rechts war ein Büromaschinengeschäft. Der Besitzer, ein freundlicher Mann, war sogar Offizier der Heilsarmee. In der Werkstatt eines Motorvelomechanikers, schräg vis-à-vis vom Haus des Bombenschaffners, hing ein Spruch, den ich mir merkte: «Die Rose blüht, der Dorn, der sticht, wer gleich bezahlt, vergisst es nicht!» In einer Druckerei trafen sich Freud und Leid. So kam ein frisch gebackener Vater und gab eine Geburtsanzeige auf, oder Verliebte liessen Verlobungs- und später Heiratsanzeigen drucken. Aber das Leid blieb auch nicht draussen. Da kam eine ältere Frau mit dem Text der Todesanzeige für ihren eben verstorbenen Mann. Der Text war teilweise noch in der alten deutschen Schrift geschrieben. Sehr traurig und unverhofft war das Ableben eines Metzgermeisters, der unser Kunde war. Es blieb ihm im Halse ein Holzstäbchen eines Fleischvogels stecken, den er selber gemacht hatte. Interessant waren auch die Zeiten vor Wahlen. Da kamen die Vertreter verschiedener Parteien und liessen Flugblätter drucken. Einige wollten wissen, ob ihre politischen Gegner auch schon ein Flugblatt in Auftrag gegeben haben und was dessen Inhalt sei. Wir mussten schmunzelnd schweigen, das war Geschäftsgeheimnis!

Wie gesagt, Prinzipal Theiler war ein «Chrampfer». Schon damals waren die Auslieferungstermine der Drucksachen entscheidend, ob man den Druckauftrag bekam. Da war oft auch Nachtarbeit angesagt. Oder seine Frau, sein Onkel und Bekannte wurden für das Ausrüsten und Verpacken der Ware zugezogen. Auch ich blieb im vierten Lehrjahr nicht von solchen Nachteinsätzen verschont. Wenn am Freitagnachmittag sich alle auf das Wochenende freuten, wurde gefragt: «Peter, kannst du heute länger machen?» Diese Frage bedeutete die Nacht vom Freitag auf den Samstag durcharbeiten. Es war aber nicht meine Fertigkeit als Schriftsetzer gefragt. Ich wurde im Maschinensaal als Hilfsarbeiter eingesetzt. Meine Aufgabe war es, dafür zu sorgen, dass die Druckmaschine, es war

eine Miehle-Vertikal, ohne Störungen lief. Ich musste Papier aufsetzen, darauf achten, dass keine «Spiesse» gedruckt wurden, dass genügend Farbe im Farbkasten war usw. Die Miehle-Vertikal war eine uralte Maschine. Sie lief mit grossem Lärm und ihre Bedienung war nicht ungefährlich. Mein Chef war am glücklichsten, wenn er sah, wie die Druckmaschinen ununterbrochen schön gedruckte Prospekte, Formulare usw. ausspuckten. Zwischendurch wurde ich von der Frau des Prinzipals mit heissen Wienerli, Brot und Tee verköstigt. Am Samstagmorgen, der neue Tag brach an, schleppte ich mich dann hundemüde auf das erste Tram der Wynentalbahn Richtung Aarau.

Einen Tag wöchentlich besuchte ich die Gewerbeschule in Aarau, genauer gesagt die Buchdruckerfachschule. Das grafische Gewerbe betrieb nämlich innerhalb der Gewerbeschule eine eigentliche Fachschule. Wir zukünftigen «Jünger Gutenbergs» waren stolz, eine Fachschule besuchen zu dürfen. Das war so etwas zwischen gewöhnlicher Gewerbeschule und Kantonsschule. Die Fächer waren in zwei Hauptgruppen aufgeteilt: allgemeinbildende und berufsspezifische Fächer. Alle Lehrlinge des gleichen Lehrjahres im Kanton Aargau bildeten eine Klasse. Es gab eine Schriftsetzer- und eine Buchdruckerklasse. Der berufsspezifische Fachunterricht wurde von verschiedenen Berufsleuten erteilt. Deutsch gehörte zum Fachunterricht und der Lehrer war ein Herr Gsell aus Zürich. Dieser Deutschunterricht fand in einem dunkeln, engen Parterreraum in einem Bankgebäude an der Bahnhofstrasse (neben der Post) statt. In der «Alten Gewerbeschule» im Schwanenpark war im Keller eine Setzerei eingerichtet, alles mit modernen «Touswiss»-Regalen. Hier führte uns Erich Dober in die «Schwarze Kunst» ein. Unsere Fachschule hatte auch einen eigenen Rektor. Es war Carl Moser aus Hägglingen, liebe- und respektvoll von uns «Cicero» genannt. Bei ihm hatten wir Schriftkunde und Schreiben. Wir lernten die alte deutsche Schreibschrift (Kurrent) lesen. Dazu kam das Schreiben alter Schriften mit der Tuschfeder. Carl Moser war der Herausgeber des «Echo vom Maiengrün». Es war europaweit die einzige Wochenzeitung, die noch komplett von Hand gesetzt wurde. Er war auch ein Freiämter Mundartdichter. Bei seinem Abschied aus dem Rektorenamt schenkte er uns sogar eines seiner Gedichtbändchen. Daraus eine Kostprobe:

Di letschte Rose

Lueg doch no einisch d'Rose a
Es sind die letschte im Garte.
Wie hämmer immer Freud dra gha
A all dene schöne und zarte.

Si händ ufem Stubetisch glüüchtet,
i d'r Chile und ufem Altar.

Gewerbliche Berufsschule am kantonalen Gewerbemuseum in Aarau Abteilung Buchdrucker

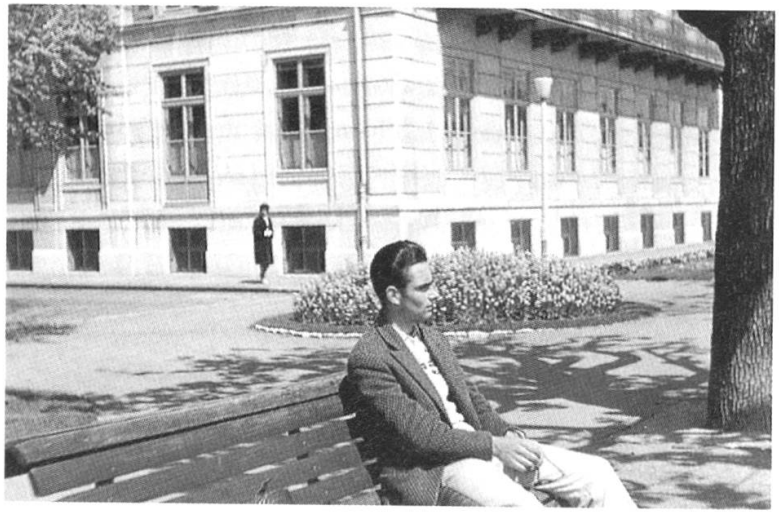
Zeugnis

für Bürgi Peter

Beruf Schriftsetzer

in Firma Buchdruckerei AG.

in Suhr



Und einisch händsi g'süfzget –
Säb mol – a d'r Totebahr.

Di letscht Rose im Garte –
Bald chund e Riif über d'Nacht. –
Mer Mänsche müend's glichlig erwarte,
hesch alles i d'Ornig g'macht?

Jo, d'Roseziit – e schöne Traum –
Bim Erwache isch alles verbii. –
Scho zwirblid gäli Blätter vom Baum,
de Herbscht luegt dur d'Feischter ii.

Carl Moser, Hägglingen, 1958

Zwei Lehrkräfte möchte ich noch erwähnen, welche uns in allgemein bildenden Fächern unterrichteten: Eugen Flury und Paul Sommerhalder. Das Schulzimmer von Eugen Flury befand sich damals in einer alten Fabrik im Hammer (altes Industriequartier von Aarau). Seine Fächer waren Buchhaltung und Staatskunde. In der zweiten Hälfte der Lehrzeit kamen wir in denselben Fächern zu Herrn Sommerhalder (Zeus genannt, vermutlich wegen seiner roten Haare). Wenn mit den Herren Gsell, Dober und Moser die Praktiker mit ihrem Fachwissen im Vordergrund standen, kamen mit Flury und Sommerhalder zwei Pädagogen zum Zuge. Sie verstanden es, in mir eine Begeisterung für Staatskunde zu wecken, ja gleichsam ein Feuer anzuzünden, welches bis heute nicht erloschen ist. Die Initiative zur Gründung eines Aargauischen Jugendparlamentes kam aus der dritten Setzerklasse bei Herrn Sommerhalder. Ich erinnere mich noch genau an diese Schulstunde. Der Funke dieser Idee sprang zuerst auf die dritte Druckerklasse, anschliessend auf unsere Nachbarn, die Kantonsschüler und später auf die Kaufmännische Berufsschule über. Die heute bekannten Politiker Samuel Siegrist und Ulrich Fischer waren damals mit von der Partie. Flury und Sommerhalder waren beliebte Lehrkräfte. Politisch kamen sie aber gar nicht aus demselben Lager!
Eugen Flury war Sozialdemokrat und ein grosser Naturfreund. Im nahen Jura kannte er viele Orte mit den geschützten Orchideen. Er baute oft mit Schulklassen Wanderwege aus. Das Wanderwegnetz im Malcantone geht auf seine Bemühungen zurück. Privat lernte ich ihn bei den Naturfreunden der Sektion Aarau kennen. Er bekleidete das Amt des Hüttenkassiers (Naturfreundehaus Schafmatt). In der gemütlichen Stube des Schafmatthauses wurde im Kreise

5 Das Zeugnis der Gewerblichen Berufsschule.
6 Ausflug nach Neuenburg.

Gleichgesinnter diskutiert und politisiert. Ich war nicht wenig stolz, sein Schüler zu sein. Willy Sommerhalder war Offizier, ich glaube im Rang eines Majors. Seine politische Zugehörigkeit war mir nicht genau bekannt, aber ich wähnte ihn dem Freisinn oder dem Landesring zugehörig. Die zweite Landessprache, welche von uns gefordert wurde, war Französisch. Ich hatte da ein bisschen Mühe, und Rektor Moser – «Cicero» – riet mir, bei Herrn Sommerhalder einen Nachhilfekurs zu besuchen. Das habe ich getan: Ich sass nun in einer bunt gemischten Klasse, alles Nachhilfebedürftige in Französisch. Nach zwei oder drei Lektionen teilte Zeus uns in zwei Gruppen ein. Eine Gruppe sass bei ihm vorne im Schulzimmer. Die zweite Gruppe sass hinten, da war ich dabei. Ich war ein wenig irritiert, denn in dieser Gruppe waren Schülerinnen, die kaum Französisch konnten. War ich so schlecht? Nein, Herr Sommerhalder setzte mich als «Hilfslehrer» in dieser schwachen Gruppe ein! Meine Aufgabe war, mit diesen Mädchen, alle aus dem hauswirtschaftlichen Jahr, französische Texte zu lesen und zu übersetzen, alles mündlich. Das habe ich getan, so gut ich es konnte. Sommerhalder und die Mädchen waren zufrieden, und ich selber merkte, dass ich viel besser Französisch konnte, als ich mir zugetraut hatte. Das war auch Balsam für mein Selbstwertgefühl und gab mir einen Motivationsschub für den Rest meiner Lehrzeit. Für meine «Arbeit» bot mir Herr Sommerhalder am Schluss des Semesters einen 14-bändigen Brockhaus aus dem Jahre 1875 an, in Leder gebunden mit Goldprägung. Ich strahlte vor Glück, und dieser Brockhaus steht heute noch bei mir im Wohnzimmer. Damit nicht genug, im August 1960 bekam ich einen Brief aus Grandvaux.

Grandvaux, 29. August 1960

Geehrter Peter!

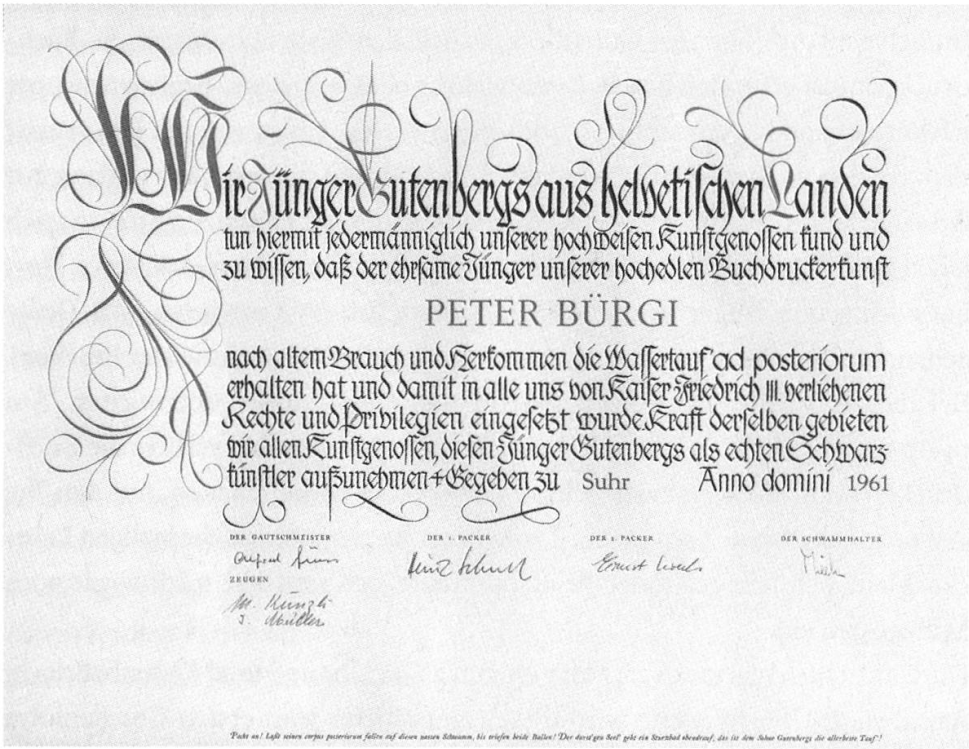
Ich erlaube mir die Frechheit und schreibe Ihnen einfach einen Brief, aber das mit Grund. Ich bin also im Welschland bei Rebbauern angestellt und es geht bald dem «Läset» zue und man muss Leute suchen [...] Vielleicht haben Sie Interesse an einem solchen Ferien-Vertrieb, [...] ich weiss, dass Sie recht bezahlt würden. Das Essen ist wunderbar. Geben Sie immer noch hie und da Franz. Std.?

Freundliche Grüsse sendet Ihnen Ihre Franz. Schülerin Hanni Meili c/o Mme. F. Besson,

La Crausaz, Grandvaux Ct. Vaud.

Hanni war ein ruhiges, zurückhaltendes Mädchen, welches schon lange meine Aufmerksamkeit geweckt hatte. Es wohnte in Hausen. Sein Vater war Bibliothekar in einer chemischen Fabrik. Ich nahm die Einladung mit Freuden, aber auch mit Herzklopfen an. Ich verbrachte zwei wunderschöne Wochen in Grandvaux. Madame war sehr streng. Daher verbrachten wir nur wenig Zeit zu

zweit alleine. Auf einem Spaziergang im Dorf begegnete ich sogar einem Bruder meines Grossvaters (Rodel von Leutwil) mütterlicherseits. Seine Tochter hatte ins Welschland geheiratet, einen Winzer namens Auberson.
Sonst besuchte ich vier Jahre lang einen Tag pro Woche die Buchdruckerfachschule. Es waren schöne Tage. Einige von uns hatten guten Kontakt zu Kantonsschülern. Wir verbrachten oft die Pausen gemeinsam im Schwanenpark. Am Ende der Lehrzeit wollten wir den Kantonsschülern nicht nachstehen und organisierten für unsere vierte Setzer- und Druckerklasse eine währschafte «Uselütete». Auf einem geschmückten Pferdefuhrwerk fuhren wir mit Musik und Gesang durch die Altstadt, über die neue Aarebrücke ins Restaurant Rombachtäli. Einige von uns waren früher in der Kadettenmusik, sei es in Brugg, Lenzburg, Zofingen oder Aarau gewesen. Sie bildeten eine richtige kleine Blaskapelle. Wir führten eine weisse Fahne mit der Aufschrift «Gott grüss die Kunst» mit. Diese Fahne ist noch heute in meinem Besitz. Gegen Ende der vierjährigen Lehrzeit musste der Lehrling damit rechnen, eines Tages unverhofft «gegautscht» zu werden. Gautschen ist die Buchdruckertaufe. Dieser Brauch geht auf Johannes Gutenberg zurück, der um 1452 in Mainz die Buchdruckerkunst erfunden hat. In Ermangelung eines würdigen Brunnens wurde ich kurzerhand in den Aarauer Stadtbach geworfen. Dieser war mir lieb geworden, bin ich doch vier Jahre lang jeden Tag viermal diesem Bach entlang zur Arbeit gefahren. Ich wusste, wo die Wildenten ihr Nest hatten, und freute mich jeden Frühling an ihren Jungen. Pudelnass ging es zurück in die Setzerei. Dort hatte ich schon länger trockene Kleider versteckt. «Wir erwarten jetzt Deine gedruckte Einladung zur Gautschfeier», gab mir der Gautschmeister Bescheid. Bei dieser Gelegenheit werden wir dir den Gautschbrief überreichen. Am 14. April 1961, um 17.30 Uhr war meine Lehrzeit zu Ende. Ich verliess die Buchdruckerei und sollte erst viele Jahre später wieder vorbeischauen. Auf den Tag genau 40 Jahre später, am 14. April 2001 besuchte ich meinen ehemaligen Lehrort. Mein sichtlich gealterter Prinzipal freute sich und lud mich sogar zum Mittagessen ein.
Die Gautschfeier fand am 26. Mai 1961, um 20.00 Uhr im Hotel Kettenbrücke in Aarau statt. Üblicherweise wird diese Gautschfeier vom ersten Gesellenlohn bezahlt. Also – eine Feier war es eigentlich nicht. Die Belegschaft der Buchdruckerei AG Suhr konnte sich auf meine Kosten ein gutes Nachtessen einverleiben. Der Prinzipal jammerte über den schlechten Geschäftsgang und über die «unverschämten» Ansprüche der Mitarbeiter. Damals war jeder Schriftsetzer und jeder Buchdrucker im Schweizerischen Typographenbund gewerkschaftlich organisiert. (Es gab auch eine katholisch-konservative Gewerkschaft.) Beim Kaffeeschnaps wurde mir ziemlich formlos der Gautschbrief überreicht. Ich liess ihn später einrahmen, und er hängt in meiner Stube an einem Ehrenplatz. Der Text lautet:



Wir Jünger Gutenbergs aus helvetischen Landen
tun hiermit jedermänniglich unserer hochweisen Kunstgenossen kund und
zu wissen, daß der ehrsame Jünger unserer hochedlen Buchdruckerkunst

PETER BÜRGI

nach altem Brauch und Herkommen die Wassertauf' ad posteriorum
erhalten hat und damit in alle uns von Kaiser Friedrich III. verliehenen
Rechte und Privilegien eingesetzt wurde. Kraft derselben gebieten
wir allen Kunstgenossen, diesen Jünger Gutenbergs als echten Schwarz-
künstler aufzunehmen + Gegeben zu Suhr Anno domini 1961

DER GAUTSCHMEISTER — DER 1. PACKER — DER 2. PACKER — DER SCHWAMMHALTER

ZEUGEN

Packt an! Laßt seinen corpus posteriorum fallen auf diesen nassen Schwamm, bis triefen beide Ballen! Der dort'gen Seel' geht ein Sturzbad obendrauf, das ist dem Sohne Gutenbergs die allerbeste Tauf'!

Wir Jünger Gutenbergs aus helvetischen Landen tun hiermit jedermänniglich unserer hochweisen Kunstgenossen kund und zu wissen, daß der ehrsame Jünger unserer hochedlen Buchdruckerkunst

Peter Bürgi

nach altem Brauch und Herkommen die Wassertauf ad posteriorum erhalten hat und damit in alle uns von Kaiser Friedrich dem 3. verliehenen Rechte und Privilegien eingesetzt wurde.

Kraft derselben gebieten wir alle Kunstgenossen, diesen Jünger Gutenbergs als echten Schwarzkünstler aufzunehmen und gegeben zu Suhr Anno domini 1961

Der Gautschmeister:	Der 1. Packer:	Der 2. Packer:
Alfred Süss	Heinz Schenk	Ernst Urech
Der Schwammhalter:	Zeugen:	
Walter Theiler	M. Künzli und J. Müller	

Packt an! Lasst seinen corpus posteriorum fallen auf diesen nassen Schwamm, bis triefen beide Ballen! Der durst'gen Seel' gebt ein Sturzbad obendrauf, das ist dem Sohne Gutenbergs die allerbeste Tauf'!

Die Bezeichnungen und die Hierarchie im damaligen grafischen Gewerbe stehen wie folgt zueinander: Zuoberst der Prinzipal, er war der Besitzer einer Buchdruckerei, auch Offizin genannt, dann

Faktor (Leiter der Setzerei)	Obermaschinenmeister (Chef im Maschinensaal)
Korrektor	
Anführgespane verantw. für Lehrling	Anführgespane verantw. für Lehrling
Geselle (Schriftsetzer oder Typograf)	Maschinenmeister (Buchdrucker)
Stift (Lehrling)	Stift (Lehrling)
Hilfskräfte	Hilfskräfte

Oft war dem Maschinensaal noch eine Ausrüsterei angegliedert, je nachdem mit einem Buchbinder als Meister. Ein Schriftsetzer, der noch zusätzlich zwei Jahre Drucker lernte, oder ein Buchdrucker, der noch zusätzlich zwei Jahre Setzer lernte, durfte sich «Schweizer Degen» nennen. Diese waren vor allem in kleinen Offizinen anzutreffen. Der Schriftsetzer konnte nach einer sechsmonatigen Zusatzlehre Maschinensetzer werden. In Druckereien, welche sich auf den

7 Der Gäutschling wird zum Wasser getragen.
8 Der Gautschbrief.

Druck von wissenschaftlichen Büchern spezialisiert hatten, konnte ein Schriftsetzer nach einer dreimonatigen Zusatzlehre Formelsetzer werden. Im Mai 1961 nahm ich meine erste Stelle als Schriftsetzer in Basel an. Es folgten Gesellenjahre, die bis zum Herbst 1969 dauerten. (Siehe auch P. B. in den Aarauer Neujahrsblättern 2007.)

Peter Bürgi, *1941 in Lenzburg, von Magden, Schriftsteller und Heilpädagoge, lebt und arbeitet in Hellikon. Er wohnte 1947 bis 1961 in Aarau.